

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **41 (1966)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen
und leben

in der

genossenschaft

Barbara:

Der Wandel der Auffassungen

Wir nähern uns dem Jahresende, weshalb es mir passend erscheint, etwas über den Wandel der Auffassungen, dem wir im Wandel der Zeiten unterliegen, zu schreiben. Daß wir unsere Auffassungen über das Leben, über die Menschen und vieles andere mehr ändern, steht außer Zweifel. Wir revidieren unsere Hefte gelegentlich abrupt unter dem Einfluß eindrücklicher Erlebnisse oder langsam mit zunehmender Erfahrung, also altershalber. Diesen Prozeß können wir an uns selber beobachten, besonders wenn wir uns in der zweiten Lebenshälfte befinden. Natürlich gibt es auch Menschen, die nie viel vom Leben und den Menschen erwartet haben, ziemlich unberührt durchs Leben ziehen und es folglich nicht nötig haben, sich umzustellen. Sie machen keine innere Entwicklung durch und bleiben sich immer gleich. Meistens ist es aber doch so, daß wir mit hochgespannten Erwartungen auf das Meer des Lebens hinaussegeln und daß wir überzeugt sind, uns werde nichts passieren, und es werde alles bestens gelingen. Welche Hoffnungen sich selten realisieren. Je höher oben man startet, um so tiefer fällt man füra hinab. Das Scheitern gehört mit zur menschlichen Existenz. Das hat schon Goethe gewußt. Im allgemeinen wird man mit zunehmendem Alter nüchterner, weniger anspruchsvoll und bescheidener. Man lernt, dankbar zu sein für alles, das gut gegangen ist und gut geht.

Diese Haltung spiegelt sich wider in dem Ergebnis einer Umfrage unter Männern und Frauen, denen die Frage unterbreitet wurde: «Welche Eigenschaften schätzen Sie an einer Frau beziehungsweise an einem Mann am meisten?» Das Resultat ist für ältere Semester recht tröstlich, weil es zeigt, daß man mit der Zeit doch dem Wesentlichen auf die Spur kommt. Solide Hausfrauentugenden werden von Männern schon in jungen Jahren geschätzt, am meisten aber von den über 65jährigen. Die Kurve steigt an, indem sie begreifen, wie abhängig sie von den Diensten einer Frau sind. Kürzlich trafen sich die Soldaten einer Kompanie aus dem Zweiten Weltkrieg, alle über sechzig Jahre alt, an einem Sonntag. Da hieß es, der eine könne nicht kommen. Die Frau sei ihm grad gestorben. Die Anwesenden sagten wie aus einem Munde, der

Arme sei zu bedauern, und sie wurden sich untereinander rätig, es sei für Männer besser, vor der Ehefrau zu sterben. Ein Mann sei ohne Frau verloren. Spät kommt die Einsicht, doch sie kommt! Sie erwerben sie durch bewegliche Klagen von Witvern, die nach dem Hinschied der Gattin ihre Unterhosen und Socken nicht mehr finden und rat- und hilflos dastehen. Ein Bekannter meiner Ehehälfte war nach dem Tode seiner Frau völlig verzweifelt, unter anderem von wegen der Unterhosen und Socken, und er entschloß sich rasch, eine neue Frau zu suchen. Zugehört und dabei gedacht: Das sollte sich eine Witwe erlauben! Sie würde als pietätlos verschrien werden, obschon sie mit dem gleichen Rechte geltend machen könnte, sie bedürfe eines Ernährers. Aber eben, für Männer hat man immer mehr Verständnis. Witwen sollen ihrem Manne nachtrauern, fleißig die Blüemli auf seinem Grabe bschütten und nicht mit Gedanken an andere Männer behufs Aufbesserung ihrer materiellen und gesellschaftlichen Position buhlen. Das gehört sich nicht. Und Sparsamkeit ist eine Tugend, die einer Witwe wohl ansteht. Guter Charakter und Treue rangieren an zweiter Stelle, während echte Weiblichkeit und sinnliche Anziehungskraft schon nach dem 50. Lebensjahr eine deutliche Abwertung erfahren. Was lange währt, wird endlich gut! Endlich hört das blödsinnige Gestürme darüber, was weiblich und was nicht weiblich ist, auf. Der heutige Weiblichkeitswahn, die babylonische Verwirrung der Begriffe über das Wesen der Weiblichkeit, vergällt vielen Frauen das Leben, die darum zittern, sie wirkten zuwenig weiblich. Ich habe es schon lange aufgegeben, begreifen zu wollen, was man mit diesem Theater will, und ich habe stark den Eindruck, daß viele Männer selber nicht genau wissen, was sie damit bezwecken. Unlängst sprach ich mit einem jungen Manne, der seit zwei Jahren eine enge Beziehung mit einem gleichaltrigen Mädchen unterhält, das nach seiner Schilderung mit sämtlichen Tugenden ausgestattet ist, die man sich wünschen kann. Trotzdem genügt sie ihm nicht. Sie ist ihm zuwenig spontan, zuwenig zärtlich, zuwenig das, zuwenig jenes. Ich fragte ihn, ob er glaube, jemals eine Frau finden zu können, die all seinen Ansprüchen genüge. Er glaubt das. Ich glaube es nicht. Selbstverständlich kann ich nicht meine Erfahrungen auf einen jungen Mann übertragen. Er muß es selber ausprobieren, und so riet ich ihm, die Beziehung aufzulösen. Es mag im Moment für das

junge Mädchen hart sein, indessen ist es noch weit härter, dreißig Jahre lang Vorwürfe einzusacken, man sei zuwenig weiblich, zuwenig liebesfähig, zuwenig hingebend und zuwenig was weiß ich. So Gott will, wird sie einen Partner finden, der weniger große Ansprüche stellt und mit dem zufrieden ist, was sie zu bieten hat. Die Prognose für eine künftige Ehe ist unter den Voraussetzungen schlecht, und es ist meiner Meinung nach besser, nicht zu heiraten, als eine solche problematische Ehe einzugehen. Es ist in dem Alter ein schlechter Trost zu vernehmen, Männer über fünfzig schätzen häusliche Tugenden und einen guten Charakter. Das ist nur ein Trost für diejenigen, die es abgesessen haben, und dieses Absitzen ist unter Umständen kein Schleck. Leider kann ein junges Mädchen, das sich an einen Mann gebunden hat, nicht ermessen, was an Qualen seiner wartet, wenn er von vorneherein derart negativ eingestellt ist und daran zweifelt, daß er seiner Partnerin ein treuer Gatte werde.

Die sinnliche Anziehungskraft des weiblichen Geschlechtes sinkt nach dem 65. Jahre nicht ganz auf Null ab, aber sie büßt gewaltig an Bedeutung ein. Nur eine winzige Minorität von vier Prozent hat in dem Alter noch Interesse für weibliche Reize, die nach meiner Erfahrung nicht zu den Blüten der Nation zählt. «Die Liebe höret nimmer auf!» pflegt mein Gatte in dem Zusammenhange anzumerken. Wer nicht kapiert, daß die Zeit des Schäkerns und Herumschmusens endgültig vorbei ist, wird leicht zu einer lächerlichen Figur. Intern in der Familie ängstigt man sich, was daraus noch wird. Es wird einem mit Recht unheimlich. Im großen ganzen aber flaut der Faktor Sex schwer ab, was ein Segen ist.

Me git nyt . . .

Als in St. Gallen an der Tagung des Schweizerischen Verbandes für das Wohnungswesen eine breitangelegte Solidaritätsaktion beschlossen wurde, welche dem genossenschaftlichen Wohnungsbau neue Impulse verleihen sollte, da gab es leider auch in Basel Leute in Genossenschaftsvorständen, welche es ablehnten, an dieser Aktion des guten Willens mitzuwirken.

«Me git nyt» («me hett au nyt erwartet», hat manch einer hörbar gemurmelt).

Gott sei Dank sind längst nicht alle gleich. Der Vorstand einer der ältesten Genossenschaften in Basel, der Mieter-Baugenossenschaft zum Beispiel, hat kurz nach der St.-Galler-Tagung einstimmig beschlossen, einen ersten Beitrag von rund 1800 Franken an die Zentralkasse abzuführen, ungefähr 5 Franken pro Genossenschaftsfamilie, in der Hoffnung, daß nachher die Mitglieder diesen Beitrag freiwillig leisteten.

Am 12. Oktober ist ein Aufruf zur Solidaritätsaktion für einen Fonds des genossenschaftlichen Wohnungsbaues allen MBG-Mitgliedern zugestellt worden. Im Vorstand war man etwas skeptisch; psychologisch war die Situation nicht gerade günstig, hatte man doch vor nicht allzulanger Zeit die Mieten dem erhöhten Hypothekarzins angleichen müssen.

Und da kam die große Überraschung: Der Solidaritätsgedanke triumphierte. Im Durchschnitt der sieben Wohnkolonien mit ihren 370 Wohnungen zahlten 81 Prozent spontan ihren Fünfliber, einige aber erhöhten den Beitrag auf 10, 15, 20 Franken und mehr, ein Genossenschafter überwies sogar 50 Franken, so daß bis Ende Oktober 2440 Franken eingegangen sind.

Auf einigen Einzahlungsscheinen waren überdies erfreuliche Bemerkungen, wie: «Wir geben gerne für jedes Familienglied 5 Franken»; «Wir wünschen der Aktion viel Glück» usw.

Noch ist die Aktion nicht abgeschlossen, sie hat aber einmal mehr gezeigt, daß sich in einer wahren Genossenschaft im

Bei den Frauen verläuft die Entwicklung sehr ähnlich. Die über 65jährigen schätzen einen guten, ehrlichen Charakter und berufliche Tüchtigkeit am meisten. Während die 18 bis 29 Jahre alten weiblichen Wesen Ritterlichkeit, Güte, Treue, Energie, Familiensinn und geistige Fähigkeiten als wichtig und wünschenswert erachten, haben sie im Alter von fünfzig Jahren erfaßt, daß diese Eigenschaften schön und recht sind, daß man sich aber auch mit weniger behelfen kann. Inzwischen haben sie gelernt, den Mantel allein anzuziehen. Mit der ehelichen Treue hat er es vielleicht auch nicht allzu exakt genommen, ohne daß daraus eine Familienkatastrophe entstanden ist. Er muß, weil er mit dem Berteli aus dem «Bären» und so verunglückt ist, nicht unbedingt ein minderwertiges Subjekt sein. Die Episoden sind vorüber. Familiensinn benötigt man nicht mehr in dem Maße wie früher. Die Kinder sind erwachsen, und die Streitigkeiten um ihre Erziehung sind verstummt. Das sogenannte einigende Band der Kinder ist häufig eine Quelle endloser Zwistigkeiten, weil man sich über die Erziehungsmethoden und -mittel nicht einig werden kann. Diese Quelle des Haders ist versiegt. Wie aus der Untersuchung hervorgeht, landen ältere Frauen am selben Orte wie die Männer: Charakterliche Werte und berufliche Tüchtigkeit respektive solide Hausfrauentugenden tragen den Sieg davon. Aber es dauert sehr lange, bis man dort angelangt ist, was beweist, daß die meisten Menschen eine furchtbar lange Leitung haben und es ihnen erst nach Enttäuschungen, Umwegen, Fehlschlägen, ja Niederlagen aufdämmert, worauf es im Leben eigentlich ankommt und daß Vollkommenheit nicht von dieser Erde ist.

Laufe der Jahre ein Genossenschaftsgeist, ein Geist der Solidarität, entwickeln kann.

Im Aufruf hatte der Vorstand den Genossenschaftern gesagt, wer mehr als einen Fünfliber geben wolle, werde deswegen nicht aus der Genossenschaft ausgeschlossen . . .

Mit Humor geht's besser, die glücklichen Bewohner unserer Altwohnungen haben richtig reagiert. F. K.

Ein schöner Herbstbrauch: Der Albisrieder Räbeliechtliumzug

Alljährlich im November findet in Zürich-Albisrieden – genau wie andernorts – ein Räbeliechtliumzug der Quartierjugend statt. Da es sich in diesem Fall vor allem um ein Gemeinschaftswerk der Albisrieder Genossenschaftsjugend in Zusammenarbeit mit dem Quartierverein handelt, rechtfertigt es sich, näher auf den netten Anlaß einzugehen.

Schon einige Tage vor dem Umzug versammeln sich jeweils viele hundert Kinder in den Genossenschafts- und Freizeitlokalen, um allein oder unter Anleitung kundiger Erwachsener ihre Räben zu schnitzen. Man begnügt sich in diesem Falle jedoch nicht mit Einzellichtern, sondern baut die Räben kunstvoll zu großen Bildern zusammen.

Über 1000 Kinder präsentierten am 6. November rund 4000 beleuchtete Räben. Der Umzug wurde bereichert durch die Teilnahme von drei verschiedenen Musikkorps.

Wie erwähnt, stammen die jungen Teilnehmer vor allem aus Genossenschaftssiedlungen, unter anderem aus den Genossenschaften Sunnige Hof, Schönheim, Sonnengarten, Graphika, Gewobag und GBL.

Der reizvolle Umzug findet jeweils Beachtung weit über die Grenzen des Quartiers hinweg, und auch dieses Jahr applaudierten die zahlreichen Zuschauer vielfach auf offener Szene – namentlich für die schön gestalteten Wagen mit Bezeichnungen wie «Schneewittchen», «Windmühle» usw.

Gemeinsam Glück und Not erleben

Was eigentlich sind Freunde, beste Freunde, und was unterscheidet sie von bloßen Bekannten? Je mehr man darüber nachdenkt, desto schwerer fällt einem die Antwort. Sind es Menschen, die unser unbedingtes Vertrauen besitzen, die für den andern einfach da sind und bei denen man sich über Glück und Sorgen aussprechen kann?

Was immer man unter Freundschaft versteht, eines ist unerlässlich: Die Freundschaft will gepflegt sein. Eine Freundschaft zu erhalten, nun denn, das bedeutet Zeit haben für den andern, zuhören können, in der Stunde der Not für ihn da sein.

Es gibt Menschen, die jammern, sie hätten keine Freunde. Niemand sei heute noch bereit, Freundschaft zu empfinden, jeder dünke nur an sich selber. Sie stoßen, ohne es zu wollen, jene vor den Kopf, die sich ihnen in argloser Zuneigung nähern. Solche Menschen sind zur Freundschaft unfähig, weil sie nur an sich selber denken. Andere wieder verkünden lautstark ihren Optimismus, sie hätten einen «Haufen Freunde». Mein Freund Karl hier und meine Freundin Betty da, tönt es ständig aus ihrem Munde. Prominente Namen fließen nur so über ihre Lippen, daß sich der Zuhörer am Schluß ganz dumm vorkommen muß.

Wie aber steht es bei den Eheleuten? Manche Jungvermählte glauben im Glück ihres neuerschlossenen Eehimmels, sie seien sich selber genug und könnten auf die Umwelt verzichten. Ein Trugschluß zweifellos, bis man die Entdeckung macht, daß man nicht allein wie Adam und Eva leben kann. So kann es auch alten Ehepaaren ergehen, die sich ins Schneckenhaus ihrer Bequemlichkeit zurückziehen, um Abend für Abend fernzusehen oder die Zeitung zu lesen. An den Festtagen kommen jeweils die Kinder und Enkelkinder zu Besuch. Aber eines Tages stirbt ein Ehepartner und allein, ohne Freunde, bleibt der andere Teil zurück.

Sicher, man soll keine Freundschaften aus kühler Berechnung schließen. Man darf aber auch nicht vergessen, daß man, tausendfältig mit der Umgebung verknüpft, freundschaftliche Verbindungen zu anderen Menschen braucht, will man nicht ein verschrobener Sonderling werden. «Ohne Freundschaft ist unser Leben leer», sagt der weise Sokrates. Und in der Tat: Freundschaften bereichern unser Leben, eröffnen neue Horizonte. Zweifellos ist es etwas vom Schönsten, für einen andern Menschen dazusein, ihm zuzuhören, die Sorgen abzunehmen, an seinem Glück teilzuhaben, genau so wie das Wissen, daß sich ein anderer Mensch in gleicher Weise für uns einsetzt – eben weil er unser Freund ist. *M. H.*

Ein Haus für Mama

Eine Hausrücke, die vor einigen Monaten in Dänemark in Bredebro bei Tondern für ein Wohnhaus begangen wurde, hatte zahlreiche Zuschauer. Es war auch ein ungewöhnliches Ereignis, denn das 100 Quadratmeter große Haus wurde von fünf Geschwistern – einem Mädchen und vier Söhnen im Alter von 13 bis 22 Jahren – für ihre Mutter gebaut.

Vor acht Jahren verlor Frau Anna Jensen ihren Mann. Mit viel Mühe zog sie ihre Kinder auf, und um die Lebenshaltungskosten bestreiten zu können, nahm sie die Stelle einer Betreuerin in einem kleinen Altersheim an. Sie wollte diese Tätigkeit schon seit geraumer Zeit aus gesundheitlichen Gründen aufgeben, blieb jedoch mit Rücksicht auf die Kinder auf ihrem Posten.

Die fünf Kinder wußten von dem Vorhaben ihrer Mutter und beschlossen, ihr durch den Bau eines eigenen Hauses einen ruhigen Lebensabend zu ermöglichen. Ohne daß die Mutter auch nur irgend etwas ahnte, setzten sich die Kinder zusammen und entwarfen den Bauplan für das Haus. Da ein Bauplatz vorhanden war und die Zeichnungen nach be-

hördlicher Prüfung genehmigt wurden, begannen die Kinder in ihrer Freizeit mit der Arbeit.

Ein Sohn ist gerade Maurergehilfe geworden, der andere noch in der Maurerlehre, der dritte Sohn lernt Spengler und der vierte ist Chauffeur. Die 13jährige Schwester Mette half ihren Brüdern nach besten Kräften bei der Arbeit. Einige begeisterte Handwerksmeister haben angeboten, zum Selbstkostenpreis die elektrischen Leitungen zu installieren und einige weitere Arbeiten auszuführen, die Fachkräfte erfordern.

Vom großen Geheimnis ihrer Kinder erfuhr Frau Jensen erst, als sie zum Richtfest ihres eigenen Hauses geladen wurde.

H. M.

Lohnende Freizeitbeschäftigung

Viele Leute pflegen heute ein Hobby. Menschen, die nicht mehr im Erwerbsleben stehen, sollten sich sogar eine Pflicht daraus machen, eines zu haben – im ureigensten Interesse. Die meisten Hobbies jedoch kosten Geld. Das muß nicht unbedingt so sein. Freizeitbeschäftigung kann sich auch finanziell lohnen, wie die nachstehenden originellen Beispiele aus den USA zeigen.

Robert Horner zum Beispiel, jahrelang Verleger in Los Angeles, jetzt im Ruhestand, sammelt Bretter und Holzstücke ein, die am Strand vom Meer an Land geschwemmt werden. Das Holz läßt er am Strand trocknen und von der Sonne bleichen. Gelegentlich malt er es an oder schießt Schrotlöcher in ein Brett. Dann schreinert er einfache Tische daraus, Tische mit einem rustikalen Anstrich, die ihm laufend zum Preis von 75 bis 150 Dollar abgekauft werden. Er hat Spaß an der Arbeit, die sein handwerkliches Geschick und seine Phantasie beansprucht.

Eine Hausfrau, Tukey Koffend, schneidert in ihrer Freizeit originelle leichte Ferien- und Strandhüte aus Filz, die sie mit Stoffblumen und Bändern schmückt. Mehrere Boutiques und Spezialgeschäfte an Ferienorten kaufen ihre «Produktion» und zahlen ihr 6 bis 15 Dollar pro Hut.

Jean Lockart, ebenfalls eine Hausfrau, malt 24 Stunden wöchentlich an ihren Batiktüchern und verkauft sie zu relativ hohen Preisen (bis zu 450 Dollar pro Stück!).

Shep Shapiro schnitzt Köpfe in Äpfel, übertüncht sie mit Glasur und montiert sie auf Holz- und Wurzelstücke. Geschenks- und Souvenirboutiques kaufen ihm die kunstvoll geschnitzten, mehr oder weniger eingeschrumpften Köpfe zu Preisen von 35 bis 75 Dollar pro Stück ab. Shapiro erwartet, daß er im kommenden Jahr rund 25 000 Dollar (hunderttausend Franken!) dafür einnehmen wird.

Ein anderer Pensionierter stellt Pfeffermühlen und Milchshaker aus Holz her, für die ihm 6 bis 35 Dollar bezahlt werden. Eine Hausfrau fabriziert Kinderspielzeug aus Holz, das sie bemalt und verkauft.

Je länger, je mehr stellt sich heraus, daß speziell zu Geschenkszwecken und als Souvenirs originelle, geschmackvolle handwerkliche Arbeiten dem industriell hergestellten Produkt vorgezogen werden. Amerikanische Marktforscher sprechen von einer neu aufkommenden «Cottage Industry» oder Ferienhausindustrie, deren Produkte mit zunehmendem Wohlstand guten Absatz finden.

Mit Humor geht's besser:

Messerscharfe Logik

Der kleine Junge fragt die Großmutter: «Siehst Du alles viel größer durch Deine Brille?»

«Ja», sagt die Großmutter.

«Wäre es dann nicht besser», sagt der Kleine, «Du nimmst die Brille ab, wenn Du mir das nächstemal ein Stück Kuchen abschneidest...?»